

## Exotisch, aber nur durchwachsen: Schumanns „Peri“

Zuerst die Absage von Sir Simon Rattle, dann noch eine Erkrankungswelle bei den Philharmonikern: schwierige Ausführungsverhältnisse für Robert Schumanns „Paradies und die Peri“, das nun mit Aushilfsdirigenten und zahlreichen Ersatzbläsern über die Bühne der Philharmonie gehen muss. Dabei gehört gerade Schumanns „Peri“ zu jenen Werken, die besonders auf die Hilfe seiner Interpre-

**FRÜHKRITIK**

ten angewiesen sind. Denn abgesehen vom interessanten Gattungs-Mix aus Oratorium, Oper und Kantate bietet Schumann hier ziemlich konventionelle Melodik und Harmonik. Ganz so, als hätte er sich an Komponisten von Händel bis Schubert orientiert – und zwar im Sinne gediegener Stilkopien. Zumal Schumann das exotische Potenzial seiner Vorlage kaum ausnutzt, eine Vorlage namens „Lalla Rookh“ vom irischen Dichter Thomas Moore. Es ist ein Orient-Epos, das religiöse Überlieferungen aus Indien, Ägypten und Syrien verknüpft und mit christlichen Symbolen anreichert. Mittendrin: die unglückliche Fee Peri vor dem Himmelstor. Wegen schwerwiegender Vergehen darf sie zunächst nicht passieren. Erst muss Peri eine „Gabe“ finden, „die dem Himmel genügt“. Am Ende werden es die Reuetränen eines schuldbeladenen Mannes sein, der ein reines Kind erblickt. Der Himmel ist gerührt, Peri darf ins Paradies.

Und was macht Schumann? Er inszeniert diese Reuetränen im reinen Schubert-Chor-Stil. Und lässt beim anschließenden „Es fällt ein Tropfen auf's Land Ägypten“ dann doch noch sein eigenes Genie aufblitzen. Plötzlich ist es da, das Unergründliche, Tiefschürfende, Zaubrische – auch bei den Philharmonikern, die zuvor über weite Strecken durchwachsene Leistungen zeigten. Das liegt nicht zuletzt am finnischen Dirigenten Mikko Franck, der Anfang des Jahres schon mal für Seiji Ozawa eingesprungen war und mit einer spielfreudigen Version von Ravels „L'Enfant et les sortilèges“ begeistert hatte. Diesmal hört es sich allerdings so an, als habe er Schumanns „Peri“ nicht wirklich in seinem Repertoire. Zumindest nicht so, dass Mikko Franck den Philharmonikern innerhalb kurzer Zeit Überzeugungskraft einflößen könnte.

Der Rundfunkchor ist es, der für musikalische Kontinuität sorgt. Er ist es aber auch, der mal Esprit versprüht, mal verführerisch blinzelt, dann wieder triumphale Kräfte mobilisiert und schließlich Glück und Wärme ausstrahlt. Durchmischt dagegen die Solisten: Sally Matthews hat ihre Peri breit angelegt, Gerhild Romberger kommentiert das Geschehen herb und direkt. Mark Padmore aber berührt und fasziniert zugleich – durch erzählerische Präsenz und lebendige Farben.

Felix Stephan

# Spannung um die Goldene Palme

Heute Abend geht das Filmfestival von Cannes zu Ende. Die Konkurrenz war stark wie lange nicht

PATRICK HEIDMANN

Die 71. Filmfestspiele von Cannes liegen noch in den letzten Zügen, da ist der erste viel beachtete Preis schon vergeben. Seit 17 Jahren wird – mit einem Augenzwinkern – in einer inoffiziellen Zeremonie die „Palm Dog“ (in Anlehnung an die Palme d'Or, also den Hauptpreis Goldene Palme) für den besten Filmhund verliehen. Und in diesem Jahr hatte die aus Journalisten bestehende Jury leichtes Spiel: der Palm Dog Award in Form eines Halsbandes ging an das Hunde-Ensemble in „Dogman“. Die Chancen stehen nicht schlecht, dass dieser Film des Italieners Matteo Garrone auch bei der eigentlichen Wettbewerbsjury um Cate Blanchett Eindruck hinterlassen hat, die am heutigen Sonntagabend ihre Preise vergibt, bevor das Festival mit der Weltpremiere von Terry Gilliams lange erwartetem „The Man Who Killed Don Quixote“ zu Ende geht.

**Die Preisverleihung wird spannend wie selten**

Garrone begibt sich einmal mehr in die von Verbrechen zerrütteten Vororte Neapels, wo der gutheiße Marcello (Marcello Fonte) einen Hundesalon betreibt. Dass dort reger Betrieb herrscht, liegt aber nicht nur an den Vierbeinern, sondern vor allem daran, dass er nebenbei auch Koks verkauft. Damit nicht genug: Einer seiner Stammkunden, der brutale Simone (Edoardo Gero), zieht ihn immer weiter in kriminelle Abgründe. „Dogman“ ist zwar einer von vielen sehr männlich fokussierten Filmen in diesem Cannes-Wettbewerb, das geht aber schon deshalb klar, weil die beiden Hauptdarsteller kein bisschen weniger beeindruckend als die Hunde. Und wie atmosphärisch Garrone mit Licht und Bildern arbeitet und dabei ein erschütterndes Bild seiner Heimat zeichnet, ist so stark wie zuletzt in seinem „Gomorra“ vor zehn Jahren.

Noch nachdrücklicher als Palmen-Anwärterin ins Gespräch brachte sich auf den letzten Festivalmetern allerdings die Libanesin Nadine Labaki. In ihrem Film „Capharnaüm“ erzählt sie von dem etwa zwölfjährigen Zain, der aus dem Jugendgefängnis heraus seine Eltern verklagen will – weil sie ihn überhaupt zur Welt gebracht haben. Kein Kind, so findet der Junge und wohl auch die Regisseurin, soll so aufwachsen müssen wie er, dessen Eltern die große Kinderschar oft mit nicht mehr als unhygienischem Wasser und Zucker füttern können. Oder so wie der kleine Yonas, Sohn einer illegal im Libanon le-



Ein starker Favorit für die Goldene Palme: „Capharnaüm“ von Regisseurin Nadine Labaki, hier mit ihrem Hauptdarsteller Zain Alrafiea

benden Äthiopierin, der sich eines Tages in Zains Obhut wiederfindet.

Man mag Labaki vorwerfen, dass sie vor allem im Finale ihres Films ein wenig dick aufträgt, doch die emotionale Wucht, die sie entwickelt, sucht im Wettbewerb ihresgleichen. Mit unglaublicher Wahrscheinlichkeit und Nähe zeigt sie das Elend der ärmsten Slums, ohne in die Fallen sogenannter Elendspornos zu treten, und schafft es gleichzeitig, trotz der Konzentration auf die Kinderperspektive nie ins Süßliche abzudriften. Die Leistungen, zu denen Labaki ihre Laiendarsteller aller Altersklassen anleitet, sind bemerkenswert – und die Botschaft des Films, der zwar dezidiert vom Libanon, aber eben auch allgemein von Armuts- und Flüchtlingsschicksalen erzählt, könnte nicht relevanter sein.

Sollte Labaki am Abend als erste zweite Frau nach Jane Campion die Goldene Palme gewinnen, wäre das eine verdiente Entscheidung, ganz unabhängig vom Geschlecht.

Die Konkurrenz in diesem insgesamt sehr starken Cannes-Jahrgang ist indes groß. Weit vorne in der internationalen Kritikergunst etwa liegt auch der Koreaner Lee Chang-dong mit „Burning“, einem romantischen Rachethriller nach einer Kurzgeschichte von Haruki Murakami.

Die Italienerin Alice Rohrwacher mit ihrem folkloristisch-surrealen Märchen „Lazzaro felice“ gehört ebenfalls nach wie vor zu den Favoriten, genauso wie die berührende, zurückgenommene Familiengeschichte „Shoplifters“ des Japaners Hirokazu Koreeda. Und sollte sich die Jury für Spike Lees kurzweiligen, in Zeiten des aufflammenden US-Rechtsnationalismus hochaktuellen „BlacKkKlansman“ erwärmen, wäre der Amerikaner der erste schwarze Regisseur überhaupt, der je in Cannes den Hauptpreis gewonnen hätte. Doch auch „Cold War“ des Polen Pawel Pawlikowski und Jia Zhangkes „Ash Is Purest White“ liegen noch gut im Rennen um die begehrten Preise – nicht zuletzt

wenn es darum geht, die beste Darstellerin zu küren.

Vermutlich eher geringe Chancen hat dagegen „Un couteau dans le coeur“ des Franzosen Yann Gonzalez, der ebenfalls noch im Festival-Endspurt ins Geschehen eingriff. Der komödiantisch-erotische Slasherfilm, angesiedelt in der homosexuellen Subkultur der späten 70er-Jahre, brachte zum Ende zwar nochmal eine erfrischend andere Farbgebung. Doch wie leidenschaftlich der in Nizza geborene Lokalmatador Gonzalez in seiner Erzählung über Begehren und sexuelle Unterdrückung mit dem Trash liebäugelt, dürfte nicht jedermanns Geschmack gewesen sein.

Ganz sicher keine Palme mit nach Hause nehmen wird der Deutsche Ulrich Köhler. Nicht weil der erstmals in Cannes vertretene Wahl-Berliner (und Lebensgefährte von Maren Ade) mit „In My Room“ an der Croisette gescheitert wäre. Im Gegenteil: Seine Geschichte über Einsamkeit und Neuanfänge wartet mit einem spannenden Konzept – sein Protagonist ist über Nacht der letzte Mensch auf der Welt – und starken Beobachtungen auf. Nur lief der Film eben nicht im Wettbewerb, sondern nur in der Nebenreihe Un Certain Regard. Auch dort gibt es allerdings Preise zu gewinnen, von einer Jury unter dem Vorsitz des Schauspielers Benicio del Toro.

## Ab in den Wald

Eine Installation von Claudia Comte in St. Agnes thematisiert das Verhältnis zur Natur

ANGELA HOHMANN

Wie im Wald fühlt man sich, wenn man zwischen den sechs Meter hohen Fichtenstämmen im Schiff der ehemaligen Kirche St. Agnes hindurchgeht. Allein die Befestigung der 600 bis 700 Kilogramm schweren Giganten in dem hohen Raum der Galerie König war eine Herausforderung. Mit einem Kran wurden sie durch ein Fenster im Dach gehievt. 20 Stämme hängen nun von der Decke herab.

Die Künstlerin Claudia Comte, die 1983 in einem kleinen Ort in der Schweiz geboren wurde, liebt den Wald. Er erinnert sie an ihre Kindheit und ist für viele ihrer Skulpturen ihr bevorzugtes Material. Dabei scheut sie sich nicht, richtig anzupacken. Die Bäume für die Stämme ihrer Installation hat sie selbst ausgesucht und auch beim Fällen geholfen. Mit der Kettensäge hat sie die Rinde entfernt und die kleinen Öffnungen eingesägt, die auf unterschiedlicher Höhe in den Stämmen Platz für Skulpturen aus anderen Materialien schaffen, neben Holz auch Marmor und Bronze. Ganz verschiedene Gebilde findet man da: nachgebildete Pilze, Kakteen, Seesterne, spiralförmige Muschelgehäuse oder einen Tannenzapfen, aber auch abstrakte, amorphe, an Jean Arp erinnernde Formen – und dann wieder Relikte unserer „Zivilisation“: eine einge-

drückte Coladose und eine ebenfalls zerdrückte Plastikflasche, traurige Hinterlassenschaften, die man heutzutage überall in der Natur findet, hier allerdings aus Marmor und Bronze.

Einen besonderen Reiz bekommt die Installation dadurch, dass sie architektonisch den Raum erweitert. Denn das im zweiten Stock liegende Kirchenschiff von St. Agnes ruht auf mehreren Betonpfeilern im Untergeschoss. Die Baumstämme sind so angeordnet, dass sie die Pfeiler verlängern. In einem Soundtrack sind kirchliche Gesänge zu hören. Ansonsten lauscht man sphärischen Klängen und Naturgeräuschen: Vögelgezwitscher, Gewitter und Regen-

geprassel. Wie schön doch Regen im Wald klingen kann!

Betrachtet man dabei eines der Videos mit unberührten Landschaften in Kirgisistan, Indonesien und Papua-Neuguinea, versinkt man gänzlich in einer stillen Meditation über die Natur und unser Verhältnis zu ihr. Berge, Täler, Schluchten und Lichtungen sind hier aus einer festen Kameraposition aufgenommen. Rauch dringt aus einer Holzhütte, das Wasser eines Baches bewegt sich im Fluss oder am Himmel ziehen gemächlich Wolken vorbei.

➔ St. Agnes, Alexandrinenstr. 118–121, Kreuzberg, Di.–Sbd. 11–19 Uhr. Bis 24. Juni



Sie liebt die Natur: Die Künstlerin Claudia Comte bei der Arbeit in St. Agnes  
D. PFAMMATTER/  
GALERIE KÖNIG

# Jubiläums-Gewinnspiel

## Gleich Schwedenrätsel lösen und Chance auf 120 € sichern!

leichte Bildveränderung	Backzutat	eine Dachform	Saltz-Pfeffergefäß	deutsche Vorsilbe	Signalhorn	Währung in Peru
				3	Schick-sal	7
These, Maxime	veraltet bäuerlich	ein Vorname Konsentiks	Bücher-gestellt			6
Autor, Verfasser					Stamm in Ghana	Staat in Europa (Abk.)
Windrichtung			chem. Zeichen für Barium	Nachlass-emp-fänger		5
französisch: Schrei		Neben-bemerkung			1	8
Flugzeug-halle	2			Schluss		
Rhein-Zufluss in Baden-Würt.		1	2	3	4	5
						6
						7
						8

Ausgabe: 20

**Sie haben die Lösung?**  
Einfach anrufen und Lösungswort nennen!

**01379 / 340018**  
(Die Hotline ist ab sofort bis Sonntagabend, 24 Uhr geschaltet. 0,50 € für Anrufe aus dem dt. Festnetz, Mobilfunkpreise abweichend.)

**Lösung der letzten Woche: SELLERIE**  
Gewinner: Dieter Janus aus Britz

Teilnahmeberechtigt sind Abonnenten der Berliner Morgenpost GmbH ab 18 Jahre, Mitarbeiter der Funke Mediengruppe sowie deren Familienmitglieder sind von der Teilnahme ausgeschlossen. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Die Gewinnausschüttung erfolgt ausschließlich per Bankauszahlung, daher ist eine gültige IBAN erforderlich. Der Gewinner/die Gewinnerin wird bis Mitte der Folgeweche informiert. Die Auflösung wird am kommenden Samstag veröffentlicht.

**Berliner Morgenpost**  
ABOEXKLUSIV